

Märchen im Unterstand.

Der Tag versichert in der grauen Breite nächtlicher Flut, die allen Raum umspült. Milddäugiger Stern nur grüßt noch aus der Weite, in seinem eignen Feuer sanft gekühlt.

Nun geht die Zeit, die tags mit Donnerschritten an Graben und Verhad vorbeigeführt, auf leisen Sohlen hin durch uns're Mitte und Mauern des Vergessens sind getümt.

Wo zwischen lahlen, holzverschaltten Wänden der Tod so oft an unserer Seite liegt, in unsern engen, dumpfen Unterständen ruht Bruder einem Bruder angeschmiegt.

Ein leises Rascheln knistert in der Ecke. Raub nicht den fargen Schlaf uns, kleine Maus! Da spaltet sich mit hellem Klang die Decke und die gelösten Seelen zieh'n hinaus.

Sie zieh'n hinaus in leichtbeschwingtem Fluge, nach allen Himmeln reihet sich Schar an Schar, und jede strebt in lichtbeglänzttem Zuge dahin, wo ihre Sehnsucht immer war.

Durch sternbesähtte Lüfte schwirrt das Wandern; zur Seite weichen Berge, Tal und Fluß. Aus Kurland her, aus Polen und aus Flandern weiß jede Seele, wo sie landen muß.

Und schnell bevölkern sich die stillen Stuben dahem im lang verlassnen Vaterland, mit bangen Bräuten, Müttern, Mädchen, Tuben und die Vereinten stehen Hand in Hand. —

Da tracht ein Schuß. — Erwachen reißt das Siegel von uns'rem Traum und wirft es in den Wind. Und alle Augen werden wieder Spiegel, die blind und trüb und angelaufen sind.

Karl Dröger.

Die Kanone.

Ein Weihnachtsmärchen. Von Ernst Preygang.

Es war einmal eine russische Kanone. Die stand in einer ehrwürdigen, rohbedeckten Scheune, die so alt war, daß ihr schon Moos auf dem Haupte wuchs. Hinter ihr erhob sich ein Hügel, auf dem einst eine Windmühle bedächtig die langen, breiten Flügel gedreht hatte.

Jetzt lag die Mühle in Trümmern — gerade wie das Haus, das einmal neben der Scheune gestanden hatte. Von diesem Wohnhause des Müllers waren nur lahle, verdrömmte Mauern übriggeblieben, und ein paar verrostete Wiebelballen ragten bäster in die Luft wie ein schwarzer Galgen, der aufgerichtet schien, das Haus zu erwürgen.

Es war ja nun auch längst tot, und nur die betagte Scheune lebte noch, trotzdem sie längst auf altersschwachen Füßen stand und darum zu allererst abbruchwürdig gewesen wäre.

Aber es geht ja nicht logisch zu in der Welt, was auch die Philosophen sagen mögen.

Was hätte sonst eine Kanone in einer Scheune zu suchen?

Die Schicksalsmaus.

Eine Erzählung von Tieren und Menschen. Von Harald Tandrup.

Als das Geläute verstummte, vernahm man noch eine kleine törichte Glocke weit, weit draußen vom Land her, die in ihrer Weihnachtsfreude immerzu hämmerte. Vielleicht war es in Hvidovre oder in Laarnby.

Sie hatte einen feinen dünnen Ton, diese kleine Glocke — bisweilen blieb sie in dem Schneefall ganz aus, dann hörte man sie wieder deutlicher.

Schließlich brach auch sie ab, schleuderte noch drei Wittschläge in die Stille hinaus und schwieg.

Inzwischen war in einem der Nachbarhäuser ein Weihnachtslied angestimmt worden, das von einer Pleharmonika begleitet wurde. Der Gesang klang aufrichtig, aber entsetzlich falsch.

Christensen schloß das Fenster und wendete sich nach seiner kalten, dunklen Stube um.

„Das ist also der Weihnachtsabend!“ murmelte er halbblaut.

Dann gündete er ein Groschenlicht an, das in einer Flasche steckte. Es war selten, daß ein Licht bei ihm brannte, aber dieser Abend bildete ja eine Ausnahme.

Nachdem er sich auf eine der Risten gesetzt hatte, schaute er unbeweglich in die Flamme des Lichtes und gedachte anderer Pächter, kleiner, dünner Kerzen, die vor vielen Jahren an einem Weihnachtsbaum gedramt hatten.

Weihnachten ist nichts für einsame Menschen, nichts für Menschen, die etwas geliebt und verloren haben, das sich nie mehr zurückrufen läßt, nichts für solche, die nur durch Kämpfe Herr über sehnsüchtige Wünsche und Leidenschaften geworden sind, denn wenn man am Weihnachtsabend allein sitzt, brechen alle alten Wunden wieder auf.

Es mußte manches vorausgegangen sein, ehe der Bettlerphilosoph Christensen der wurde, der er jetzt war. Sein Gesicht, das sonst starr wie eine Wachsmaske aussah, belebte sich, ein leises Zucken um den Mund erzählte von Erinnerungen, die ihn fast übermannten.

Jedoch er unterdrückte sie, als schäme er sich seiner Schwäche.

„Ich bin so glücklich, wie ich sein möchte,“ sagte er laut. Dann trat er wieder ans Fenster, legte die Stirn gegen das kalte Glas und schaute hinaus.

Aber sie machte sich ganz ungeniert dort breit auf ihrer zerhoffenen Lafette und den zerbrochenen Rädern, die ihre Speichen von sich streckten und eingeknickt waren, als wären sie schwach geworden unter der biden, schweren Last des zerbeulten Rohres.

Die Mühlung war auseinandergerissen und klappte nun wie ein großes, schredliches Maul mit biden Lippen. . .

Es wurde nie ganz hell in dieser Scheune. Am Tage floß nur eine maite Dämmerung durch zwei kleine, ganz oben in der Mauer angebrachte Fenster, und nachts warf höchstens ein neugieriger Mann einen flüchtigen Blick herein und verzog sich schleunigst, wenn er auf das fletschende Maul der Kanone traf. Warum sollte es hier auch hell sein?

Seitdem der schwarze Galgen am Hause aufgerichtet worden, kümmernte sich kein Mensch mehr um die Scheune. Jemandem hatte die großen, breiten Torflügel zugeworfen, und die wenigen Leute, die noch im nahen Dorfe wohnten, gingen scheu an der verwüsteten Stätte vorüber.

Kein Wunder, daß die Türangeln tief im Roste staken. Darum knarrten und kreischten sie gar schauerlich in die Nacht, als sie nun langsam geöffnet und gleich wieder geschlossen wurden.

Ein Mensch stand im Dunkel und lauschte. Dann flammte ein Händholz auf und gleich darauf ein Licht — eine Weihnachtskerze.

Sie beleuchtete ein härtiges, verwittertes Gesicht voll Sorgenfalten. Die hungrigen Augen blickten vorsichtig in allen Ecken umher und erschralen heftig, als sie das aufgerissene Maul der Kanone trafen.

Er wollte schon umkehren und zog den aufgeschlagenen Kragen seines verschossenen Mantels enger zusammen. Aber dann sah er Mut, lächelte freundlich, nahm den zerbeulten, schneebefrusteten Hut ab und verbeugte sich: „Gestatten eiserne Hoheit, daß ein armer Wanderer sich in Ihrem Schutze niederläßt, um das Fest der Liebe zu feiern?“

Die Kanone brummte unbedeutlich. „Ich nehme es als Zustimmung, eiserne Hoheit. Man hat Ihnen schwer zugelehrt, wie ich sehe, und insofern sind wir Erbrüder; denn auch ich bin ausgerangiert.“ Er ließ einige Lichttropfen auf das Rohr fallen und stellte die Kerze fest.

Dann rüstete er das umberliegende Heu und Stroh zusammen und bereitete sich ein Lager. Ein Eisenhammer lag ihm im Wege; den stellte er neben die Kanone. Und einen alten, verrosteten Pflug rückte er zur Seite. Er entledigte sich des Mantels, ließ sich nieder, holte ein Stück Brot aus der einen, eine Flasche aus der anderen Tasche und ah und trank mit Gier und Behagen.

Dann gündete er sich eine Pfeife an, streckte sich lang, deckte sich mit dem Mantel zu und blinzelte mit trübren Augen in das leise flackernde Licht.

„Weihnachten,“ flüsterte er, „Weihnachten. . .“

„Weihnachten.“ Der Hammer seufzte tief. „Bist du es, Bruder Hammer?“ fragte der Pflug. „Wir kennen uns doch von der Schmiede her, sollte ich meinen.“ „Freilich, Bruder Pflug, freilich. Aber es muß lange, lange her sein, daß wir uns dort gesehen haben.“

„Allerdings. Doch wer kann in diesem dunklen Loch die Tage zählen? Ehemals begann ich mit jedem Sonnenaufgang mein Werk, aber nun bin ich wohl überflüssig.“

„Ja,“ sagte die Kanone. „Jetzt pflege ich die Felder. Und gründlicher als du.“

„Dann bist du eine neue Art von Pflug?“

„Gewiß, habaha! Ich wühle die ganze Welt um. Du warst immer ein wenig oberflächlich. Ich gebe mehr in die Tiefe.“

„Dah man so etwas auf seine alten Tage erleben muß! . . . Aber wie kommst du hierher, Bruder Hammer?“

„Ich? Man hat mich einfach vom Amboss gerissen, hierhergeschleppt und mich in die Ecke geworfen. Da lag ich nun bis heute unter dem Stroh und dachte darüber nach, was eigentlich in die Menschheit gefahren ist. Denn das ist doch kein Platz für einen ehrlichen Hammer.“

„Rein. Ich bin auch nicht an meinem richtigen Platz. Das merke ich jetzt, wo ich die Kerze sehe. Sie erinnert mich an Weihnachten, Bruder Hammer.“

„Heute ist Weihnachten. Der alte Handwerksbursche sagte es vorhin.“

„Mag sein. Ich merke nichts davon. Früher stand ich auf der Tenne im Hause des Müllers. Und wenn die Tür zur Stube aufging, hörte ich das Lachen und Singen der Kinder, und viele, viele Lichter spiegeln sich in meinem blanken Eisen. Denn ich war nicht immer so verrostet wie heute, das kannst du glauben.“

Plötzlich erklang hinter ihm etwas, das einer menschlichen Stimme glich.

„Guten Abend!“ pfiff es ganz feint. Es war, als spiele eine kleine Elfe auf den Saiten einer Vielpulvioline.

Christensen drehte sich um, nahm sein Licht und hob es in die Höhe, um zu sehen, wer spreche.

„Hier bin ich,“ sagte die Stimme. Sie kam ganz drunten vom Fußboden.

Und als der Philosoph hierauf den flackernden Lichtschein über die schmutzigen Bretter gleiten ließ, entdeckte er eine Maus, die auf dem Boden saß und ihn mit schwarzen Sammetaugen anschaute.

„Ich bin's bloß,“ sagte sie ängstlich. „Du darfst mir nichts zuleide tun.“

Christensen hatte sich längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß um uns her eine ganze Menge Dinge vorgehen, die wir nicht verstehen. Ein Philosoph hat gesagt, man solle sich über nichts wundern, und Christensen befolgte getreulich seinen Rat.

„Wer bist du?“ fragte er, die Maus betrachtend.

„Ich bin Madame Grau und komme aus dem ersten Stock; dort wohne ich.“

„Willst du dich nicht lieber auf die Riste setzen,“ sagte Christensen höflich. „Wir könnten uns dann besser sehen.“

„Rein, danke,“ erwiderte die Madame, „ich bleibe lieber, wo ich bin. Man kann den Menschen nicht trauen.“

„Da hast du vielleicht nicht so unrecht,“ gab Christensen zu. „Aber sag' mir, bist du ein Wunder in der Mäuserwelt, weil du sprechen kannst?“

„Vergiß nicht, daß heute Weihnachtsabend ist,“ antwortete Madame Grau. „Von Beginn der Dämmerung bis Mitternacht verstehen die Menschen die Sprache der Tiere.“

Christensen strich sich über die Stirn und suchte seine Gedanken zu sammeln. Es war tatsächlich eine Maus, die vor ihm saß. Sie hatte einen kurzen Schwanzstummel, und wenn sie den Kopf hob, witterte sie mit ihren Schnauzhaaren. Dagegen sie den Mund beim Sprechen nicht bewegte, bestand kein Zweifel darüber, daß der Ton von ihr kam. — Sollte wirklich etwas Wahres an dem alten Annemärchen sein, daß die Tiere am Weihnachtsabend reden können?

„Nun, für gewöhnlich sprechen die Tiere ja nicht, auch nicht am Weihnachtsabend,“ sagte Christensen; „darum kann ich mir denken, daß du einen bestimmten Grund hast, mich aufzusuchen.“

„Ich weiß es, Bruder Pflug. Ich war ja auch einmal jung und sauber und blühblaut. Damals legte mich unsere junge Frau unter den Tannenbaum und sagte zum Schmie: „Diesen schönen Hammer schenke ich dir. Er soll uns Brot schaffen und unser Glück schmieden.“ Das habe ich auch getan, Bruder Pflug. Es ging fröhlich und glücklich zu in unserer Schmiede. Wir liebten das Schaffen und Bauen. . . Aber dann kam der Krieg —“

„Jawohl!“ Die Kanone riß ihr breites Maul auf und lachte dröhnend. „Dann kam ich und brachte Leben in eure muffigen Stuben! Deinem Schmie pustete ich den Schornstein weg, und die Mühle habe ich mit einem Hauch meines Mundes fortgeblasen. In das Haus nebenan spuckte ich zweimal hinein, und die Flammen schlugen hoch aus dem Dach — habaha!“

„So. Also das warst du!“ sagte böse der Pflug. „Ich hörte die Kinder schreien und den Müller schauerlich fluchen. Ihn haben sie fortgeschleppt, und die Müllerin ist verrückt geworden. Seitdem liegen die Aeder brach, und ich muß hier verrotten. Fluch über dich, du Untier!“

„Habaha! Ja, so pflege ich!“

„Sei ruhig!“ Der Hammer nahm eine drohende Haltung an. „Oder —! . . . Das sind Weihnachten, Bruder Pflug! Mein Schmie wird in diesem Jahre auch keinen Lichterbaum haben. Als die Esse durch das Dach stürzte, flüchtete die Frau mit ihrem kleinen Kinde, lief davon mit den vielen, vielen anderen, lächelnd und jammernd, und der Schmie selbst warf sein Schurzfell ab und ging schnurstracks unter die Soldaten. Das sollt ihr mir bezahlen!“

„Ist er es, er hat eine gute Hand, mein Schmie, und vielleicht ist er es sogar gewesen, der dir da oben das Maul so breitgeschlagen hat, he du?“

„Das ist nur ein vorübergehender Zustand“, brummte hochmütig die Kanone. „Ueberhaupt streite ich mit solch kleinen Kläffern, wie ihr seid, gar nicht.“

Die Kerze flackerte schon eine Weile ganz unruhig. Nun sagte sie beschwörend: „Ihr solltet freundlicher miteinander reden. Heute ist doch das Fest der Liebe.“

„Davon sieht nichts in meinem Kalender“, erwiderte die Kanone. „Wenn ich nicht etwas schwach auf den Beinen wäre, möchte ich lieber auf meine Art predigen. Aber es wird schon der Tag kommen, wo man mich wieder holt. Und dann —“

„Dann“, fiel der Hammer spöttisch ein, „wirst du in unsere Schmiede gebracht. Wir glähen dir deine Bosheit aus und machen einen vernünftigen Pflug aus dir. Ich würde dich gern zurechtshämmern.“

„Pah!“ Die Kanone lachte verächtlich. „Dazu gebe ich mich nicht her. Mir steht noch eine große Zukunft bevor. Mein Väterchen aus Petrograd wird mich holen, auf einem großen, herrlichen Pflug aufstellen und mich mit Laub und Blumen bekranzen. Ruhm und Ehren werden sich auf mich häufen und alles Völl wird zusammenströmen und mich bewundern.“

„Ach, du Prahlhans!“ lachte der Hammer.

„Entartetes Eisen!“ sagte der Pflug.

„Wenn ihr wüthet, wer ich bin, würdet ihr anders sprechen. Ich bin die Kanone, die den ersten Schuß getan hat!“

„Untier!“ schrie der Pflug.

„Scheusal!“ der Hammer.

Und beide fuhren wild auf die Kanone los.

Die Kerze flackerte entsetzt auf: „Liebet euch! . . . Liebet . . .!“ und stürzte hinab in das Stroh.

Weihnachten auf dem Balkan.

Ein trauriges Weihnachtsfest ist dem von der Kriegsurie durchwühlten Balkan diesmal beschieden, und doch werden auch in diesem tragisch ernsten Rahmen des Weltkrieges die feierlich poetischen Bräuche ihren stillen Zauber in die Herzen gießen, wird man zu

„Denken?“ wiederholte die Maus erstaunt. „Ich glaubte, das vermöchten bloß wir Tiere.“

„Ich denke nicht so gut, wie ich eigentlich möchte“, erwiderte Christensen, „aber einigermaßen geht es schon. Da wirst sehen, wir gewinnen beide bei näherer Bekanntschaft — doch, was wolltest du mir jetzt sagen?“

„Ich weiß, wer das Geld genommen hat“, kispelte sie geheimnisvoll.

„Was für ein Geld?“

„Das Geld, das unter dem Fußboden drunten bei unserm Rest versteckt war. Es wäre eigentlich mein Geld gewesen, wenn ich mir etwas daraus gemacht hätte, aber Geld ist ja unnütz —. Sie behaupten, Mons' Anderfen habe es genommen; ich habe aber selbst gesehen, daß es der böse Schneider vom Parterre war.“

„Das ist ja eine ganz merkwürdige Geschichte, die du mir da erzählst“, sagte Christensen. „Wenn ich nur sicher wäre, daß es nicht bloß mein armer Kopf ist, der mir jetzt einen Streich spielt. Wir Menschen haben mitunter Gesichte.“ Madame Grau verstand ihn nicht und schrakte ruhig weiter.

„Wir wissens alle, daß es der Schneider gewesen ist. Ich hab's gesehen, und Mons hat's gesehen und Langzahn —.“

„Langzahn?“

„Du kennst Langzahn nicht? Das ist die klügste Ratte, die es überhaupt auf der Welt gibt. Er hat gesehen, wie der Schneider mit dem Geld in der Hand aus der Tür des ersten Stockes gekommen ist. Jetzt haben sie Anderfen dafür in die große Halle gesetzt, und das ist eine Sünde. Mons kann nicht ohne ihn leben! Du mußt es allen Menschen sagen, daß wir Tiere Anderfens Unschuld bezeugen können.“

„Ich werde mich hüten! Wenn ich den Menschen sagte, daß ich mit einer Maus gesprochen habe, würden sie mich in eine weit größere, schrecklichere Halle setzen als Anderfen,“ entgegnete Christensen. „Sie würden sicher behaupten, ich sei verrückt; denn bei den Menschen steht es fest, daß ihr Tiere nicht sprechen könnt, und wenn sie sich so etwas einmal in den Kopf gesetzt haben, ist es gefährlich, ihnen zu widersprechen. Nein, nein! Sie würden mir niemals glauben. Ich halte es ja selbst kaum für möglich, daß du etwas Wirkliches bist.“

„Aber du hörst doch, was ich sage, antwortest mir — wie kannst du da noch zweifeln?“

„Ich meine es zu hören,“ antwortete Christensen langsam, „ich glaube sogar, daß ich es höre, aber selbst wenn

Trost und Hoffnung die weißwollenen Zeremonien erfüllen, die von Urzeiten her sich bei den Balkanvölkern fortgesetzt haben. Die Lichteräume, die unsere Truppen dort ansiedeln, werden sogar einen ganz neuartigen Glanz in die Christfeier der Südslaven bringen, denn bei ihnen war bisher unser Weihnachtsbaum nicht gebräuchlich, so tief eingemurzelt auch unter ihnen die Verehrung des Baumes und die Weihe der Kerze sind.

Auch die Bewohner des Balkans haben ihren Weihnachtsbaum; aber er wird nicht ins Zimmer gestellt und mit Lichtern bestückt, sondern er wird im Dunkel des heiligen Abends im Walde gefällt und dann am heiligen Herzfeuer zum Segen des Hauses und seiner Insassen verbrannt. Bei den Serben sind diese Bräuche des Weihnachtsbaumes, den sie „Babna“ nennen, besonders reich ausgebildet. Am heiligen Abend wandern die Bauernsöhne auf Geheiß ihres Vaters zum Forst, um dort eine schlank junge Eiche, die man sorglich auswählt, zu fällen. Vor dem Baume kniet der Älteste ins Anie und verrichtet ein Gebet, dann zieht er Handschuhe an, denn seine Menschenhand soll den geweihten Baum berühren, schneidet Korn gegen den Stamm, um so die Fruchtbarkeit des Feldes mit der des Waldes zu vereinen, umarmt die Eiche und spricht die Worte: „Guten Tag und eine glückliche Weihnacht.“ Die Ältere wird an einer ganz bestimmten Stelle an den Baum gelegt; der erste Span darf nicht zur Erde fallen; behandschuhte Hände fangen ihn auf und tragen ihn heim, denn er besitzt die Kraft, den Wohlstand des Hofes zu mehren. Die Hausfrau hat unterdessen brennende Kerzen zu beiden Seiten der Tür aufgestellt; der Hausvater zieht seine Handschuhe an und trägt den heiligen Baum über die Schwelle, wobei die Familie einen feierlichen Gesang ertönen läßt. Dann werfen alle Störner auf den Babna; die Eiche wird auf den Heerd gelegt, so daß die Krone weit ins Gemach hineinragt. Die Hausmutter umschreitet, ein Bündel Stroh im Arm, dreimal langsam den Raum, setzt sich auf den Boden nieder und ahmt das Klucken der Henne nach, während die Kinder sie wie hungrige Küken umdrängen, das Stroh ihr aus den Händen nehmen und es weitem auf den Boden streuen. Inzwischen glüht auf dem Herde der Weihnachtsbaum; alles blickt voll Andacht in die Flamme, aus der die Funken stoben, aber ganz darf er nicht verbrennen, denn ein Stück muß noch für Neujahr übrig bleiben, und der letzte Stumpf wird verwahrt, um im Frühjahr um die Bienenskörbe getragen zu werden, denen seine magische Kraft Honig in Fülle verleiht.

In Montenegro trägt man denen, die die Eiche einbringen, Brot und Wein voraus, besprengt das im Feuer knisternde Holz mit Wein und legt Rüsse in die Ecken des Zimmers. Nachher vereinigen sich alle um den ledernen Weihnachtsbraten, das geröstete Schwein, das die erste Fleischspeise nach sechs wöchiger Fasten ist. Um Mitternacht erreicht die Freude ihren Höhepunkt. Es beginnt ein wildes Geschrei; Pistolen und Gewehre knattern und die Schüsse hallen in den Bergen bis zur Morgendämmerung wieder. Die Einwohner des Dorfes strömen zusammen, mit Kerzen in der Hand und umarmen sich mit den Worten: „Friede im Dorn; Christ ist geboren, er ist wahrhaft geboren. Ehre sei Christus und seiner Geburt!“ Vor dem Abgang tritt häufig noch ein Freund des Hauses, der „Segensprediger“, an den brennenden Weihnachtsbaum heran und schürt das Feuer mit dem uralten Spruch: „Wieviel der Franken, so viele Lämmer, Kühe, Schafe, Schweine, Bienen und glückliche Tage.“

Zu Mittag des ersten Feiertages verteilt der Hausvater den Weihnachtskuchen, in den eine Silbermünze, eine Bohne oder ein Walnusskern eingeboden ist. Wer bei der Verteilung dies eingebundene Segenspfand erhält, der hat im neuen Jahre besonderes Glück und Freude zu erwarten. Ein ähnlicher Aberglaube heftet sich an einen bestimmten Knochen des Weihnachtsfestes, das den Festbraten bildet. Ist dieser Knochen klein, so wird das Jahr hart und moager, ist er rot, so droht Brandgefahr, ist er verwaschen oder beschädigt, so wird im Laufe des Jahres ein Mitglied der Familie sterben. Ein gleicher Weihnachtsaberglaube ist mit der Öffnung der Mädchen auf einen Mann verknüpft, wie überhaupt Heiratsgedanken im Weihnachtsglauben des weiblichen Teiles der Balkanvölker die wichtigste Rolle spielen. Nach dem Weihnachtsessen sammeln die Mädchen alle Knochen vom Tisch und legen sie auf die Tischplatte. Jeder Knochen bekommt den Namen eines Mädchens; diese passen dann auf, in welcher Reihenfolge die Knochen die einzelnen Knochen wegtagen; in der gleichen Reihenfolge bekommen sie im nächsten Jahre ihren Mann. Die Mädchen essen auch Eier in der Weihnachtsnacht und deuten ihre Form auf den Verlauf des zukünftigen. Am ersten Weihnachtsfeiertage erfolgt ein feierlicher Festzug, bei dem der Bauer gegen jeden Baum, der im Jahre keine Frucht trug, die Art erbeut, als wollte er ihn fällen. Ein Begleiter fällt ihm in den schon erhobenen Arm und spricht die Worte: „Nalle ihn nicht, er wird fortan Frucht tragen.“ Der Bauer hält ein; er hat dem Schicksal gezeigt, daß er seiner Mühseligkeit duldet, und mit dieser Warnung schreitet er nun hoffnungsvoll dem kommenden Jahr entgegen...

mein Glaube richtig ist, hilft das Andersens nichts, denn die Menschen verlangen Beweise, wollen Zeugen sehen.“

„Wir werden Zeugen sein!“ gelobte Madame Grau. „Wir wollen schwören — und ein Tier hat noch nie seinen Schwur gebrochen.“

„Aber selbst ein Schwur hat nur an einem bestimmten Tag und Ort wert. Die Zeugen müssen aufs Gericht kommen und ihre Aussage dort wiederholen. Das könnt ihr nicht.“

„Das haben wir vorausgesehen“, erwiderte die Maus, „und wenn es sein müßte, fürchteten wir uns auch nicht, zu kommen. Aber zum Glück weiß es auch ein Mensch, daß der Schneider der Dieb ist.“

„Wer?“ fragte Christensen.

„Der Spielmann.“

„Der Blinde?“

„Er ist nicht blind“, antwortete Madame Grau. „Langzahn hat gesehen, wie er Feuer aus einer kleinen Schachtel nahm und sich die Treppe hinaufschleuderte. Braucht ein blinder Mann Licht?“

Christensen bemühte sich, alles, was er hörte, zu behalten. Er fürchtete noch immer, das Ganze sei ein Traum, aus dem er in kurzer Zeit erwachen und sich dann wundern werde, von was für dummem Zeug man am Weihnachtsabend geplagt werden könne.

„Zu merkwürdig“, sagte er. „Die Tiere sprechen — die Blinden sehen —“

„Ich finde das alles ganz natürlich“, entgegnete Madame Grau. „Der Spielmann begegnete dem Schneider nach dem Diebstahl auf der Treppe, dieser mußte es nicht anders, als daß der Spielmann blind sei, und deshalb suchte er den Geldbeutel nicht einmal zu verstecken, sondern hielt ihn ruhig in der Hand, wie Langzahn sagt.“

Träumerisch schloß Christensen die Augen und strich sich über die Stirn, wie immer, wenn er über etwas nachdenken wollte. Er hatte schon viel Merkwürdiges erlebt. Die letzten Jahre waren reich an Ueberraschungen gewesen — elektrische Strahlen gingen durch eiserne Platten — elektrische Gedanken durchkreuzten die Luft — die Menschen hatten zu fliegen begonnen — aber das übertraf doch alles andere.

Die Tiere konnten sprechen, hatten Seelen und wußten zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Es war, als habe sich plötzlich eine ganz neue Welt aufgetan.

(Fortf. folgt.)

Kleines Feuilleton.

Eine Neuinszenierung des „Götter“.

Theater in der Königgräber Straße: „Götter von Verklungen“ von Goethe.

Die Aufführung brachte das Stück zu einer über Erwartungen lebendigen Wirkung. Der Geist des aus der Sturm- und Drangzeit des jungen Goethe geborenen Werkes, sofern es einen historisch überlieferten Mordritter und Hauden des Reformationszeitalters zum Helden erhebt, der mit dem schönen Lösungswort „Freiheit!“ auf den Lippen steht, mutet uns so fremd an, wie die Art der spezifischen Formung. Von einer einheitlichen, um einen Grundtonstimm gewickelten Handlung, einer aufsteigenden Entwicklung ist nicht die Rede. Der Dichter nahm den Stoff in jener chronologischen Symbiotik, wie er ihn in den Lebenserinnerungen seines Vaters fand, und fügte lose andere Abenteuer — so die Besingene Liebesgeschichte — hinzu. Die fünf Akte lösen sich in eine Unzahl kleiner Bilder auf. Die entscheidende Wendung in dem Schicksal Götzens, sein Entschluß, im Völkerritte die Führung eines Rebellenheeres zu übernehmen, bleibt äußerlicher Zufall. So wenig der geschichtliche Götter zu dieser Zeit durch irgend welche Sympathien mit der Sache der schamlos ausgebeuteten getrieben wurde, so wenig ist das bei dem Goetheischen der Fall. Ein gerade aufrechter Mann, sich dieser (das gehört zum realistischen Kolorit der Dichtung) durchaus im Rahmen des ritterlichen Vorkommens; jeder allgemeineren humanitären Rechtsgedanke liegt ihm völlig fern. Das einzige, im Schauspiel zur Erklärung jenes Entschlusses herangezogene Motiv, die Ueberlegung Götzens, daß er als Feldherr grausame Gewalttaten verhüten könne, erscheint in hohem Grade schwach und ungläubwürdig, um so mehr, als er mit seiner Zustimmung gleich sein Wort, das ihm bisher stets heilig galt, brechen muß. Der feierliche Zusammenbruch des Gefangenen und sein Tod erzwungen so der Größe eines tragischen Hintergrundes. Ein wirres Leben endet durch eine wirre Schicksalsfügung.

Und doch — bei allen diesen nicht wegzuleugnenden Gebrechen und trotzdem die Aufführung, der eine sich möglichst an den Urgötter haltende Bühnenbearbeitung Kahlers zugrunde gelegt war, vierundeinhalb Stunden dauerte, folgte man bis zum Schluß mit gespannter Anteilnahme, oft mit Bewunderung. So glücklich brachte das Spiel, was die Einzelmomente der Dichtung an poetischer Kraft enthalten, zum Ausdruck Kahler überaus glückliche: Das mütterliche Edle und Gute, das er früher in seiner Widergabe speziell männlicher Gestalten legte, war hier vollkommen ausgeglichen. Dem Ernst der Kraft gefolgt sich ein Hauber naiver Herzlichkeit und sonnig-betterer Gemütsart. Man mußte dem schlichten blonden Naturkinde mit dem offenen Lachen gut sein, fühlte das unerschütterliche Vertrauen, in dem die Seinen an ihm hängen, mit jeder Ton und jede Miene hatten individuelle Färbung. Glänzend war auch Irene Frieß als Abelheid. Der im Text hoch knapp skizzierte Umriß dreier türkischen Berberber: füllte sich mit warmem Blut, die Worte funkelten und bligten im leidenschaftlichen Feuer ihres Spiels. Von den anderen sind insbesondere Helene Fiedler, die hingebende und dennoch etwas herb deklamierende Gattin Götzens und Fritz Schulz, der jugendhafte Georg zu nennen. Nur Weislingen kam nicht zu seinem Recht. Die Rolle des leichfertigen Goland lag mit dem schwerblütigen Temperamente Herrn Hartau zu sehr im Widerspruch. Eine einfache und stimmungsvolle Inszenierung, zu der Abend Gade die Dekorationen entworfen hatte, unerschütterte die Wirkung. Der Beifall war sehr stark; doch auf die Dauer, da er nach jedem kleinen Bild sich wiederholte, ganz entschieden störend.

Der Stephanstag.

Die christliche Kirche hat ihrem ersten Märtyrer, dem heiligen Stephanus, dadurch eine besondere Ehre zuteil werden lassen, daß sie seinen Gedenktag unmittelbar auf das Geburtsfest des Heilandes, den ersten Weihnachtsfeiertag, folgen ließ. Das Ergebnis war aber, daß der Glanz des Weihnachtsfestes ihn bald so sehr überstrahlte, daß für den heiligen Stephanus kaum etwas übrig blieb. Jedenfalls spricht man heute kaum noch vom Stephanstage, sondern fast immer nur vom zweiten Weihnachtsfeiertage. Einst wurde der heilige Stephan allgemein als der Schutzpatron der Pferde verehrt, und sein Gedächtnistag hieß früher in Deutschland der große Pferdstag. Die Erinnerung daran lebt noch heute im Münsterlande fort, wo man an diesem Tage den Pferden Häcksel unter den freien Himmel stellt. In anderen katholischen Gegenden läßt man am Stephanstage Hoyer in der Kirche weihen und mischt diesen den Pferden unter das Futter. In einigen Orten Schwedens wird das ehemals allgemein übliche St. Stephanstagen abgehalten, bei dem die jungen Mädchen mit den Pferden nach fremden Tränken reiten und um die Weite wieder heimjagen. Bisher konnte noch nicht einwandfrei festgestellt werden, aus welchem Grunde der heilige Stephanus das Schutzpatronat über die Pferde erlangt hat. Am St. Stephanstag wurden früher auch gewöhnlich die großen Weihnachtsmärkte abgehalten. In Schweden zogen auch an diesem Tage fröhliche junge Burschen, die man Staffanmänn (Stephansleute) nannte, truppweise durch die Dörfer, um althergebrachte Lieder zur Feier des heiligen Gottes fro zu singen und feierlich auf das Andenken des heiligen Erzmärtyrers die Staffanlanna oder Staffanminne zu trinken.

Die Kunstdenkmäler im östlichen Kriegsgebiet.

Gehobrat Clemen in Bonn hat nach zweimonatiger Bereisung des östlichen Kriegsschauplatzes eine Reihe amtlicher Berichte über den Zustand der dortigen Kunstdenkmäler erstattet, aus denen die „Kunstchronik“ nunmehr einen ausführlichen Auszug mitteilt. Aus zwei Hauptperioden der Kunstgeschichte sind in den von uns im Osten besetzten Gebieten Kunstwerke, vor allem Monumentalschöpfungen, in großer Zahl erhalten: aus der Periode der Spätgotik, die sich hier bis in das 16. Jahrhundert hineinzieht, und dann wieder aus der Zeit des späten Barocks. Trotz der langen Dauer der Kriegshandlungen im Osten ist von den wichtigsten nationalen Denkmälern Polens, Litauens und Kurlands doch nicht entfernt ein so großer Teil beschädigt worden, wie nach den ersten beunruhigenden Nachrichten zu befürchten war, und alle bedeutenderen Bauwerke sind noch vor dem Eintritt des Winters gesichert worden. Am stärksten sind immer die Zerstörungen dort gewesen, wo der Stellungskrieg der deutschen und russischen Truppen monatelang einander gegenüber festgehalten hat, so vor allem an dem Szura-Kowka-Abchnitt, in dem Gelände zwischen der ostpreussischen Grenze und dem Narow und an der Linie, die östlich von Augustow und Suwalki sich wieder parallel der ostpreussischen Grenze hinzog. Von den Kirchendebauten der spätgotischen Periode sind vor allem zwei dem alten Kongregopolen angehörige stark mitgenommen worden. Das ist zunächst die Kirche von Prochow, am rechten Ufer der Szura, ein Hauptdenkmal der späten Backsteingotik in ganz Nordpolen. Im 15. Jahrhundert gegründet, war diese Kirche eine befestigte Kirche, die von einer regelmäßigen Mauer mit Befestigungstürmen in den Ecken umzogen war. Das Mauerwerk ist von so vielen Granaten getroffen, daß die Wiederherstellung kaum möglich erscheint. In ähnlichem Zustande befindet sich die ehemalige Bernhardinerkirche in dem heilkurort Prasnaf, ein Bau aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Auch eine ganze Reihe anderer Bauten hat an der Szura-Kowka-Linie noch zu leiden gehabt. In Kalisch sind bei dem Brande der Stadt doch die Hauptdenkmäler erhalten geblieben. In Kowno hat bei der zweiten Beschießung die malerische Altstadt ziemlich gelitten; hier ist vor allem der aus dem 15. Jahrhundert stammende, feingegliederte Wasserturm der Georgskirche stark beschädigt worden. Plock, die einstige Residenz der majestätischen Herzoge und insbesondere seine an der Weichsel bodenliegende zweitürmige Domkirche aus dem Anfang des

12. Jahrhunderts, Wloclawek mit seiner gotischen Kathedrale von 1365 und das Pawlanerkloster auf dem Marenberg bei Gzenstochau sind erfreulicherweise völlig unbeschädigt geblieben.

Was die Bautenmaler des Barocks betrifft, so finden sich diese vor allem in Warschau und in Wilna. Die Barockbauten Warschaws sind teils ganz unversehrt geblieben, teils haben sie jedenfalls, wie z. B. das am meisten ausgelegte königliche Schloß, nur unmerklich zu leiden gehabt. Dagegen ist sowohl dieses Schloß, wie so manches von den alten berühmten Lustschlössern der polnischen Könige in der Nähe von Warschau, vollkommen ausgeräumt worden. Ostlich der Weichsel und östlich vom Njemen und Narow sind alle Ortschaften von den Russen bei ihrem Zurückgehen zerstört und mit den Ökern auch die Herrenhäuser und Schlösser eingestürzt und verwüstet worden. In dem ganzen großen Landstrich kann man Hunderte von Kilometern fahren, ohne nur einmal ein unversehrt erhaltenes Gebäu zu Gesicht zu bekommen. Wilna ist zum Glück völlig unversehrt geblieben. In Schawli ist bei dem allgemeinen Brande die hochgelegene Kirche erhalten geblieben und von uns bei der zweimaligen Beschießung gesichert worden. In dem nordwestlichen Teil von Kurland ist glücklicherweise auch nur wenig verwüstet worden.

Die deutsche Verwaltung hat in diesen, ihr sehr unterstellten Gebieten die Pflege der Denkmäler und die Erhaltung dieser historischen Bauteile ebenso wie vorher im Westen als Ehrenpflicht aufgenommen. Es ist eine Organisation für das ganze Gebiet ins Leben gerufen und gegen die Verschleuderung und den Verkauf kirchlicher und weltlicher Kunstwerke sind eigene Schutzmaßregeln getroffen.

Ist Mut Nervensache?

Wer ist mutig? Dr. Alois Czepa beantwortet in der „Nischau“ diese Frage auf Grund seiner in diesem Kriege gemachten Erfahrungen mit dem Sage: Wer gute Nerven hat. — Dr. Czepa hat in unzähligen Fällen während seiner feldärztlichen Tätigkeit beobachtet, daß Soldaten und Offiziere, die zu Beginn des Krieges mit der größten Todesverachtung die unerhörtesten Wagnisse vollbrachten, im tödlichen Feuer Beobachtungen machten, Berechnungen vornahm usw., nach längerer Teilnahme am Kriege nur noch mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft ihre äußere Ruhe bewahrten. Sie sind „nervös“ geworden; ihr Nervensystem reagiert in viel schärferer Art auf Angriffe von außen. Besonders stark tritt die Veränderung bei solchen Personen hervor, die infolge einer in ihrer Nähe platzenden Granate oder in einem besonders heftigen Trommelfeuer einen sogenannten Chol — man spricht ja direkt von „Granatenschol“ — erlitten haben. Die Betroffenen sind oft längere Zeit besinnungslos; sie befinden sich dann im Zustande furchtbarer Aufregung, sind unfähig zu sprechen, ihre Gedanken zusammenzufassen, bekommen Weinkrämpfe usw. Wer einen solchen Chol erlitten hat, wird, auch wenn er sich später erholt, selten seine alte Kaltblütigkeit wiedergewinnen. Er zittert vor der Gefahr und trotz ihr nur mit Aufbietung seines ganzen Willens aus einem starken Blühtbewußtsein heraus, während er ihr früher gewissermaßen lachend gegenüberstand.

Czepa erinnert bei dieser Gelegenheit an die Anekdote von dem französischen und dem englischen General, die während einer Schlacht — wohl des Jahres 1813 — auf einem Hügel befehlstanden, der vom Artilleriefeuer bestrichen war. Der englische General gab Zeichen einer Aufregung, worauf ihn der französische höflich fragte: „Ich glaube gar, Sie haben Furcht?“ „Gewiß habe ich Furcht“, meinte der Engländer, „aber wenn Sie solche Furcht hätten, wären Sie schon längst davongelaufen.“

Auch von Fliegern weiß man ja, daß ihr Mut und ihre Todesverachtung mit den Jahren nicht zunehmen, sondern daß sie im Gegenteil nach Ueberleben schwerer Gefahren ihre ruhige Sicherheit verlieren, so daß die meisten von ihnen nach einigen Jahren — je mehr und je früher sie geflogen sind, um so eher — die Fliegererei wieder aufgeben.

Vielleicht ließe sich aus den von Dr. Czepa zusammengetragenen Tatsachen eher die Folgerung ziehen, daß nicht der Mut, sondern die Feigheit unter Umständen Nervensache ist. Nicht jeder, der gute Nerven hat, besitzt auch Mut. Es gibt Feiglinge mit sehr guten Nerven, Wohl aber muß jemand, der Mut hat, auch gute Nerven besitzen, und der Mut des Mutigen kann erschüttert werden, wenn sein Nervensystem nicht mehr in Ordnung ist.

Kriegstraunungen.

Sofort nach Ausbruch des Krieges erschienen in den einzelnen Bundesstaaten Anordnungen der Zentralbehörden, die gestatteten, daß die Angehörigen der „bewaffneten Macht“, die eine Ehe schließen wollten, von dem üblichen Aufhebot befreit werden könnten. Wie zu erwarten war, hat diese Einrichtung zunächst eine große Zunahme der Eheschließungen überhaupt zur Folge gehabt. Für die spätere Zeit der Kriegsdauer, insbesondere das Jahr 1915, bewirkte sie eine starke Abnahme der Heiraten.

Eine Umfrage bei den Standesämtern in den 50 größten deutschen Städten durch das Statistische Amt der Stadt Halle ergab, daß in den ersten Monaten nach Kriegsausbruch die Kriegstraunungen mehr als die Hälfte aller Eheschließungen ausmachten. In der Mehrzahl der Städte betrug sie 70 und mehr Prozent. Im August 1914 schwankte der Anteil der Kriegstraunungen an der Zahl der Eheschließungen überhaupt zwischen 40,7 Proz. (Arensberg) und 88,8 Proz. (Danzig). In Berlin machten im August 1914 die Kriegstraunungen 80,3 Proz. aller Eheschließungen aus. Im September und Oktober 1914 ließ der Ansturm schon bedeutend nach. Die Anteilzahlen der Kriegstraunungen im September bewegten sich zwischen 10,7 Proz. in Hamburg und 83,8 Proz. in Mainz. Der Oktober weist 6,94 Proz. als Mindestzahl in Bochum und 77,8 Proz. als Höchstzahl in Mainz auf. Im Jahre 1915 betragen die Kriegstraunungen nur etwa durchschnittlich 20 Proz. der stark zurückgegangenen Eheschließungen.

Notizen.

— Theaterchronik. Das Deutsche Theater führt am dritten Weihnachtsfeiertag den „Stern von Bethlehem“, ein altes deutsches Krippenspiel aus dem 15. Jahrhundert in der Bearbeitung von Otto Faldenberg, vor.

— Von den Berliner Volkshochschulen. Die Lessing-Hochschule hat ihr Vorlesungsverzeichnis für das kommende Quartal erscheinen lassen, das eine stattliche Anzahl anregender Vortragstare verspricht; es ist kostenlos in Buchhandlungen, Kaufhäusern und im Bureau der Hochschule, Kurfürstendamm 16, zu haben. Gleichzeitig kündigt auch die Humboldt-Akademie ihr Arbeitsprogramm für die nächsten Monate an; sie wird diesmal mit der Freien Hochschule vereinigt ihre Vorlesungen veranstalten. Ihr Verzeichnis wird nach Neujahr in zahlreichen Buchhandlungen, Kaufhäusern und im Bureau, Kurfürstendamm 166, zu erhalten sein.

— Eine Zeitschrift für Kriegsprobezeugungen. Seit einiger Zeit erscheint, wie berichtet wird, in Paris ein Blättchen, dessen Zweck es ist, die Entwicklung des Krieges vorauszuweisen. Gleich die erste Nummer leistete darin Erfreuliches. Daß die Probezeugungen sich inzwischen bewährt hätten, kann man nicht sagen; im Gegenteil: die angekündigten unerhörten Siege des Mittelbandes haben auf sich warten lassen. Aber das wird die Mitarbeiter gewiß nicht abhalten, weiter darauf los zu prophesieren, — wie ja auch bei uns die Reumalweisen durch able Erfahrungen nicht davon abgeschreckt werden, immer von neuem zu „berechnen“, wann der große Tag des Friedens gekommen sein wird.